Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 36 (1954)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, 30. Juli 1954 Erscheint jeden Freitag 33. Jahrgang Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

«Vaterland»

Stellen aus einer Predigt bei der «Huldigung der admittierten Jünglinge» von Jeremias Gotthelf in Herzogenbuchsee, 2. April 1826

«Vaterland» — Es ist ein gewichtiges, heiliges Wort, dessen Klang jede Brust freudig bewegen sollte, die auf das Land ihrer Väter stolz sein kann und es als eine besondere Gnade Gottes betrachten muss, in demselben geboren zu sein.

Es ist das Land, das in unserem Weltteil der liebe Gott am nächsten seinem Himmel gebaut hat, das er mit dem besten Tau tränket und umfliesst mit dem reinsten Licht das Gott gesetzt hat zur Quelle, woraus er die anderen Länder tränket, und es umgürtet mit einem festen Wall himmelanstrebender Berge, damit es sein eigentümlich Volk bliebe, geschieden vom Verderben der übrigen Welt, geschützt vor lüsterner Feinde Einbruch, eine eigentliche Freistätte für alles Schöne und Gute, eine sichere Insel im sturmbewegten Meer.

*

Es ist das Land, in welchem noch Treue wohnt und Redlichkeit, wo bei manchem gegebenes Wort wie eine Handschrift ist, und ein Handschlag einem Siegel gleich geachtet, wo man festhält geschlossene Bünde im öffentlichen wie im bürgerlichen Leben, wo man noch uneigennützige Freundschaft findet und unverletzte ehliche Treue.

*

Es ist das Land des Fleisses und der Arbeitsamkeit. Keiner ist so hoch, dass Arbeit ihn ernidrigt, keiner so nidrig, dass er nicht Arbeit findet. Nur fortdauernde Anstrengung gewinnt dem Boden den Ertrag ab, und zimlich spärlich sind die Erzeugnisse des Landes. Zu arm ist es für den Müssiggang, zu reich zur bettelnden Armut.

*

Es ist das Land der Stärke und des Muts. Ruhig sind seine Söhne und friedliebend; allein gereizt: Löwen im Kampf. Es ist das Land, nach welchem Kaiser und Könige lüstern waren und ihre gewaffneten Haufen aussandten, es eine leichte Beute glaubend. Allein, als ob Gott, der Allmächtige selbst an ihrer Spitze streite und seine Engel in ihren Gliedern, schlugen ihrer wenige der stolzen Könige prächtige Heere. — Denn fester Mut ist besser als ein fester Schild, und ein starker Arm ist köstlicher als ein scharfes Schwert. Durch Feigheit das Leben sich zu sichern, galt als die grösste Schande.

*

Es ist das Land der Gemeinnützigkeit und des Gemeinsinns. Das Wohl des Landes besorgen zu helfen, ist der meisten Wunsch, nicht um eigenen Vorteils willen, denn der wird meist dabei gefährdet sondern aus innerem Drang fürs geliebte Vaterland sein Scherflein beizutragen um der Ehre willen unter die Väter des Landes gezählt zu werden, wo man freiwillig Unglaubliches unternommen, was man anderwärts gezwungen nicht vollbracht.

*

Weil alle des Vaterlandes Söhne waren, alle in ihm eine teure Mutter, die Erzeugerin ihres Glükkes verehrten, so weihte ihr gerne jeder das Beste seiner Kraft, weil jeder in diesem Zustand wohlgeordneter Freiheit sich glücklich fühlte. Drum kämpfte er auch freudig gegen jeden, der seine freche Hand darnach ausstreckte. Darum war sie ihm sein teuerstes, heiligstes Gut, ohne sie galt ihm das Leben nichts. Darum war «Freiheit oder Tod» sein Wahlspruch, der auf tausend Schlachtfeldern den Ausschlag gab.

*

Aber ohne Ordnung besteht Freiheit nie. Sie zu erhalten, ist der Obrigkeit Pflicht. Sie regiert nach dem Geiste des Volkes und seinen Gesetzen das Land, nicht nach Launen oder Willkür, schützt jeden einzelnen wie die Wohlfahrt des Ganzen. Weise, gemeinnützige Männer unterziehen dieser Last sich gegen die Verheissung der anderen, dass sie mit Liebe und Zutrauen sich ihren Anordnungen unterwerfen und nie durch Widersetzlichkeit das Wohl des Landes gefährden wollen.

*

Als Schweizer sollt ihr die Freiheit achten als das höchste irdische Gut — mehr als Reichtum, mehr als Leben. Wenn Gefahr droht, wenn ein Feind sich erhebt sollt ihr nicht feig erzittern, sollt nicht feig euer Leben sichern wollen in schändlicher Flucht. Wenn der Aufruf ergeht, wenn die Flammenzeichen auf den Bergen euch mahnen, so sollt ihr mit mutiger Hand die Wehr ergreifen, ein lebendiger Wall ums teure Vaterland.

*

Aber auch Tapferkeit erliegt, wo Einigkeit fehlt und Ordnung, ohne sie stürzt jedes Gemeinwesen zusammen. — Uebt euren Scharfsinn im Kleinen erst, bewährt er sich hier, nun, dann könnt ihr streben nach kräftigerem Mitwirken zum Wohl des Vaterlandes. Könnt ihr aber euer Dorf nicht leiten, in demselben nicht Ordnung erhalten und sein Bestes erzwecken, dann masst euch auch nicht an, sagen zu wollen, was fürs ganze Land zu tun sei.

*

Ueberhaupt soll der Schweizer nicht ein Tadler, ein Held mit dem Munde sein. Der Schweizer lebt in der Tat, er spricht nicht viel, er würkt desto mehr. Wer diese Sitte nicht hat, ist auch ein Schweizer nicht.

*

Du aber, o allmächtiger Gott, erhalte unser Vaterland, wie keines mehr ist auf Erden, o Herr, lass es Gedeihen und blühen, lass es stark und kräftig werden in sich, es geechtet bleiben von aussen! Dann lieben wir den Frieden, fürchten aber auch den Krieg nicht, sind auch würdige Vorbilder kommender Enkel.

Aufruf zur Bundesfeiersammlung 1954

Der 1. August lässt auch heute noch das Herz des Schweizervolkes höher schlagen. Die alljährlich an diesem Tage zur Durchführung gelangende Sammlung beweist, dass die Solidarität unter den Eidgenossen stets hochgehalten wird.

Der Erlös des diesjährigen Abzeichenverkaufs ist für die Förderung der beruflichen Ausbildung bestimmt. Es ist ein wahrhaft lobenswertes Bestreben, jungen, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Leuten, denen das Schicksal bis anhin oft wenig gutgesinnt war, die Erlernung eines Berufes zu ermöglichen. Dadurch vermehren wir in unserem Land die Zahl der Glücklichen und Hoffnungsvollen, und gleichzeitig wird die Auslese der einzelnen Berufsgruppen verstärkt und erneuert; deren Schwächung würde für den Wohlstand unseres Volkes einen schweren Schlag bedeuten.

Wir bitten alle Miteidgenossen, dem Aufruf des Bundesfeier-Komitees in grosszügiger Weise Folge zu leisten. Der 1. August, unser Nationalfeiertag, erhält nur dann seinen tieferen Sinn, wenn er uns zu jener Freigebigkeit veranlasst, die Tausende junger Schweizer und Schweizerinnen von jedem von uns erwarten.

Der Bundespräsident
der Schweizerischen Eidgenossenschaft:
Rodolphe Rubattel

O mein Heimatland

El. St. Wieder — schon wieder möchte man sagen — stehen wir vor unserem nationalen Feiertag. Möchte er doch mehr ein Feier- als ein Festtag werden — ein Tag der Besinnung, der inneren Einkehr. Ein Tag, an dem wir demütig vor Gott treten, um ihm zu danken, dass er uns aufs neue ein Jahr des Friedens, der Prosperität und der politischen Stabilität geschenkt hat.

Wenn unsere Blicke und Beobachtungen über unsere engen Grenzen hinaus dem Ausland sich zuwenden, dann erst können wir so recht erkennen, unter was für einer grossen Gnade unsere kleine Schweiz in den letzten 4 Jahrzehnten gestanden hat. Zwei furchtbare Weltkriege sind über die Menschheit dahingegangen: die Schweiz ist verschont geblieben, der Krieg hat Halt gemacht vor ihren Grenzen, das grosse Opfer an Gut, Blut, Heimat und Freiheit ist nicht von ihr gefordert worden.

Fast unmittelbar nach Friedensschluss konnte unser Volk wieder in seinen altgewohnten Tramp des Verdienens, Politisierens und behaglichen Materialismus' zurückfallen. Not, Elend, Heimatlosigkeit, vollständiger wirtschaftlicher Zerfall, politischer Druck rings um uns — bei uns absolute Ruhe und ein noch nie dagewesener Wohlstand, von dem sozusagen alle Volksschichten profitieren.

Gewiss, die Schweiz hilft; überall wo bittere Not ist, hört sie den Anruf, weiss, dass die beiden Kreuze, die über ihrem Lande stehen — das weisse und das rote — Verpflichtung sind; dass ihre Hilfe eine Ehrenschuld ist, eine Dankesschuld für fortwährende Bewahrung seit mehr als 100 Jahren.

Und doch — sind dieser grosse Wohlstand, diese ruhige, stabile Sicherheit in all unseren wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen nicht auch eine Gefahr für unser Volk? Verfallen wir nicht mehr und mehr dem Götzen Mammon, dem Narkotikum Wohlstand und Materialismus — und entfernen wir uns nicht mehr und mehr von jenen geistigen und göttlichen Kräften, die doch allein die alte Eidgenossenschaft zu dem gemacht haben, was sie im Verlauf ihres Werdens und Wachsens geworden ist?

Unsere Behörden, unsere politischen Führer, stellen sie sich so, wie unsere Altvordern es getan haben, unter die geistige Führung des göttlichen Wortes, das ja allein ihnen die Kraft und den persönlichen Mut geben könnte, unentwegt zu dem zu stehen, was wirklich Recht ist, und all das zu bekämpfen was unrecht, unrichtig, unsauber ist — aber materiellen Vorteil bringt?

Wo sind die Rufer in der Wüste, so wie ein Gottfried Keller, wie vor allem ein Jeremias Gotthelf es gewesen sind, die immer wieder den Mut gehabt haben, den Finger auf die wunden Stellen unseres Volkslebens, unserer politischen Methoden zu legen? Wenn wir ehrlich und vorurteilslos unsere heutigen Verhältnisse betrachten, so kommen wir immer wieder zu dem Resultat, dass alles, beim einzelnen Bürger wie bei den Parteien eine grossangelegte, sehr gut funktionierende Rückversicherung ist.

Ein Wermutstropfen, der leider für uns Frauen immer wieder und bei allen Gelegenheiten in jede patriotische Stimmung fällt, ist die Tatsache, dass die Schweizerfrau irgendwie ausserhalb der grossen Gemeinschaft steht. Mit einem vergnügten Schmunzeln haben sie deshalb von einem Passus im neuen, am 15. Oktober in Kraft tretenden Dienstreglement für unsere Armee Kenntnis genommen, der dahin lautet, «dass jeder Wehrmann die freiwillig Dienst leistende Schweizerbürgerin als gleichwertige Kameradin zu achten hat». Dass damit auch die Unterstellung der FHD unter die Militärjustiz verbunden ist, ist jedenfalls richtig, und wird allgemein begrüsst werden.

Wenn wir verschiedene Entwicklungen der letzten Jahre verfolgen, so erkennen wir, so paradox es auch scheinen mag, dass die erhoffte bürgerliche Gleichstellung der Frau bei uns gerade durch den unweiblichsten Bezirk unseres nationalen Lebens — das Militär — den stärksten Auftrieb erhält, weil dort die krasse Ungerechtigkeit ihrer Untertanenstellung am meisten in die Augen springt und sie vielen Männern besser zum Bewusstsein bringt als die landläufigen Zustände im täglichen Leben.

Wenn am 1. August, der sonntäglich bei uns einzieht, in den Kirchen dankbar des wieder ein Jahr lang erfahrenen göttlichen Schutzes gedacht werden wird, wenn am Abend die Glocken von Ort zu Ort klingen, die Funken von Bergen und Höhen leuchten, die Heimatlieder erklingen werden, dann sollte jeder von uns erneut es fühlen, dass er eine Heimat sein eigen nennt, auf die er nicht nur stolz sein darf, die er aber so lieben sollte, dass er sich vornimmt, genau zu überlegen, was wirklich gut und richtig, und was eben so wirklich nicht richtig und für unser Land schädlich ist an seinem Verhalten im privaten und öffentlichen Leben.

Denn jeder einzelne, jede einzelne von uns ist eine Zelle dieses grossen nationalen Ganzen, und je mehr gesunde, starke Zellen in demselben leben und wirken, desto gesünder und lebenskräftiger wird dieses Ganze sein.

Mit grossem Interesse haben wir die Verhandlungen in Genf verfolgt, und mit tiefem Mitgefühl gedenken wir nun der Völker, die einen Waffenstillstand mit der Teilung ihrer Länder erkaufen mussten, einer Preisgabe ihrer Volksgenossen an ein politisches System, dem Freiheit ein fremder

General Ulrich Wille

Erinnerung von Dora Hauth-Trachsler

Endlich — nach einem halben Jahr Wartens war es so weit! Ich stand vor dem General der Schweizer Armee: Ulrich Wille. Ich hatte ihn nie vorher persönlich gesehen, kannte nur sein Bild in allen möglichen Positionen — fast immer derb, massiv — der obere Gesichtsteil vom «Käppi» bedeckt, die Hand auf dem Säbelknauf. Oft sah man ihn lebensgross «farbig gemalt», hoch zu Ross, umgeben von seinem Stab, die eine Hälfte der Gruppen nach Photos von Westen, die andere gleichzeitig von Osten beleuchtet, alles zusammengestellte Bilder.

Jetzt sah ich ihn mir gegenüber. Zuerst fiel mir seine freie, genialgewölbte Stirne auf, die klugen, grauen, ruhig beobachtenden Augen unter männlich buschigen Brauen. Dies überwog weit den Eindruck des massiven Mundes und des schweren, willensstarken Kinnes.

Mein erstes Gefühl war die Sicherheit, dass dieser Mann unser Land durch die Schrecken des Krieges hindurchführen würde. Wieso ward mir die Gunst zu Teil, in den Kriegswirren ohne jede Protektion dem obersten Mann des Landes zu begegnen? — Dies wurde ich oft gefragt.

Als 1914 im August der Krieg zwischen Oesterreich und Serbien ausbrach und auch die andern Länder zu lodern begannen, wählte unser Land zur Verteidigung der Grenzen Ulrich Wille zum General. Nun hört sich mein eigenes Schicksal gegenüber dem der andern beinah lächerlich an: Ich kam von meiner Studienstadt München zu einem Ferienaufenthalt in meine Heimat zurück, gerade ein paar Tage vor Beginn der grossen Wirren. Für eine sozusagen mittellose Malerin war auf künstlerischem Gebiet nirgends Platz, nirgends eine Verdienstmöglichkeit.

Da ich voller Gesundheit schien, meinten «ratende» Menschen, ich solle doch irgendwo zu einer kranken Bergbäuerin mit 6 bis 12 Kindern gehen und den Arbeitsausfall des an der Grenze stehenden Mannes ersetzen!

So kräftig war ich aber denn doch nicht in Anbetracht der äusserst schmalen Lebensweise neben meiner intensiven Arbeit im Atelier von früh bis spät und von Bauernarbeit hatte ich keine Ahnung, das heisst ich war nie gewohnt solch schwere körperliche Arbeit zu leisten. Es war diese Idee vor allem das Hirngespinst einer wohlhabenden, ruhig weiter malenden Kollegin.

Also was tun?

Ich setzte mich mit dem Verlag von Orell-Füssli & Co. in Verbindung und übernahm für eine einmalige Summe von Fr. 300.— den Auftrag, eine Militärmappe von acht Bildern zu zeichnen.

So stapfte ich während einigen kalten, nebligen Herbstmorgen bei Tagwacht unter dem chevaleresken Schutz von Major Gessner im Berner Dorf Wiedlisbach «den Soldaten nach», zum Kantonnement, zum Défilée, zur Feldpredigt und abends zum Waffenreinigen und allerlei fröhlichen Szenen.

Dann brachten mich die vielen stereotypen Bilder des Generals auf die Idee, ein Porträt nach Natur von ihm zu zeichnen.

Ich sandte ihm mit einer Widmung die nun fertige, im Handel erschienene Mappe, zugleich mit der Bitte, «er möge mir für ein Porträt eine Stunde persönlicher Sitzung gewähren». — Kaum wagte ich auf die Erfüllung meiner Bitte zu hoffen: ein General mitten in den Verteidigungsarbeiten für unser Land!

*

Schon nach ein paar Tagen kam die persönliche Antwort des Generals von Bern, «dass er bereit sei, mir auf Grund meiner Arbeit eine Sitzung zu geben, jedoch nicht gerade jetzt, denn momentan sei er verschnupft».

Meine Freude und mein Dank waren gross. — Es kamen aber Wochen, Monate, und ich hörte nichts mehr vom General. Man riet mir, «ich solle ihn an sein Versprechen erinnern, denn: «ein Mann ein Wort». (Das trifft ja so wenig immer bei Männern wie bei Frauen zu.) «Ein Generalswort aber gilt», sagte ich stets und wartete weiter....

Gegen Ende Winter 1915 kam ein Schreiben des Generaladjutanten: «Der General erwarte mich am ... im Hotel Bellevue in Bern zur Sitzung», dabei lag eine Karte für mich — ein Passepartout — für alle Wachen, die ich passieren musste.

Jetzt aber kam das plötzliche Bedenken: «Ich habe kein passendes Kleid und geflickte Halbschuhe (heute sieht man keine geflickten Schuhe mehr mit «Seitenriester» wie damals.) Im Galopp liess ich ein einfaches graues Kleid machen und kaufte schwarze Pumps. Die Lesenden werden sich sagen: «ächt weiblich, das zu erwähnen.» Doch — es gehört dazu, zu zeigen, wie nötig es für mich war, als malende Frau auch daran zu denken.

So äusserlich ausgerüstet, reiste ich mit Freude, Mut, Block, Tusch und Feder nach Bern.

Im feudalen Hotel Bellevue — ich war pünktlich wie ein Soldat — stand auf jedem Korridor, bei jeder Treppenwendung eine Wache und hielt bei meinem Nahen das Gewehr waagrecht zwischen uns. Ich wies meinen Passeport vor und: «passiert». Das Gewehr wurde wieder geschultert, ich ging weiter bis zum Vorbüro des Generals.

Der Adjutant empfing mich und öffnete sofort eine zweite innere Tür, und ich stand vor:

General Ulrich Wille,

der mich schon erwartete.

Ich machte eine kleine Kopfverbeugung mit den Worten: «Ich danke Ihnen, Herr General».

Eine Welle vornehm-natürlicher Herzlichkeit kam mir entgegen, er streckte mir frei-elegant die Hand entgegen mit den Worten:

«Es hat lange gedauert, bis ich Sie rief, nicht wahr?»

«Ich wusste, dass Sie Wort halten würden, Herr General.»

«Also fangen wir an, ich gebe Ihnen zwei Stunden Zeit, genügt das?»

«Oh danke, Herr General, das genügt vollkommen.»

«Nun, wie soll ich sitzen und wo?» Während dieser zwei Stunden sind Sie nun, Frau Hauth, die oberste Person im Land, denn Sie befehlen während dieser Zeit über den General.»

Herzliches Lachen beiderseits.

«Darf ich die Zigarre im Munde behalten, ohne zu rauchen?»

«Ja, Herr General, das dürfen Sie.»

Da schob er eine immens grosse, mit rot-goldener «Bauchbinde» geschmückte Zigarre in den Mund.

Während der ersten Minuten fühlte ich mich als sein Modell, denn er beobachtete mich intensiv und ruhig, vor allem meine — Füsse, dann mein Kleid, dann wieder meine Füsse — die damals klein waren und nicht geschwollen. Unwillkürlich wollte ich im Gefühl, geflickte Schuhe anzuhaben, sie unter das Kleid, das damals noch knöchellang war, zurückziehen, jedoch ebenso schnell kam die Sicherheit, «gut beschuht» zu sein, und ich liess die Füsse stehen, wo sie standen — jetzt war auf der Welt nur noch meine Arbeit, der Wunsch, die Art meines Gegenübers wiederzugeben. (Nicht «abstrakt», sondern seelisch und formal ähnlich.)

Nachdem der General sich über mein Aeusseres orientiert hatte, war er ganz in sich konzentriert. Er sass in einem steilen Armstuhl mit harten Arm-

Geburtstagsbrief an Frau Dora Hauth

Zu ihrem 80. Geburtstag am 1. August

Liebe Frau Dora!

Dass Sie Ihren Geburtstag in weiser Vorahnung — denn zur Zeit Ihrer Geburt existierte er noch nicht — auf unseren Bundesfeiertag verlegt haben, war sehr klug. Denn ihn unter diesen Umständen zu vergessen, wäre für alle, die Sie lieb haben, viel unverzeihlicher, als wenn er, wie dies meistens der Fall ist, sich in irgendeinen Monatsablauf «verschlöffe».

Achtzig Jahre, das ist ein schönes Stück Lebensreise, und Sie müssen Ihren Freunden schon erlauben, ein wenig Rückblick zu halten und darin herumzustöbern, damit die Gegenwart wieder einmal realisiert, dass Sie noch da sind — und dazu noch wie! Wohl bringt das Alter Ihnen mehr und mehr körperliche Beschwerden, Hemmungen bei der Ausübung Ihres geliebten Berufes aber an Ihrem Temperament, an Ihrer Willenskraft und Ihrer Energie sich Ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren bis zum letzten — daran hindert sie weder Ihr oft so müdes Herz, noch die häufig fast unerträglichen Schmerzen in Ihren Händen und Armen, für welche die Arbeit an der Staffelei oft ein Martyrium bedeutet.

Als ganz junge Kunstbeflissene sind Sie damals vor langer Zeit nach München gekommen, wo Sie unter schwierigsten Verhältnissen sich das Rüstzeug für die Zukunft holten. Mit 40 Franken im Monat mussten Sie auskommen, für Logis, Nahrung, Stunden und Studienmaterial, und brachten es dabei noch fertig, die Kinder in dem Armenquartier, in welchem Sie ein kleine «Bude» hatten, von Zeit zu Zeit mit Bonbons zu beglücken. Sie waren so gütig und verständnisvoll zu Ihrer Umgebung, dass Sie nachts in den dunklen Gassen wie eine Heilige unter dem Schutz der rauhen Nacht-Gesellen standen. Sie zeigten schon damals die Grundzüge Ihres Wesens, denen Sie zeitlebens treu geblieben sind: Tapferkeit für Ihr eigenes Leben und soziales Einfühlen in Ihre Umgebung, besonders für Menschen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen.

Dass Ihnen während der Münchner Zeit die Mittel zur Anschaffung der nötigen Farben fehlten, hat Sie wohl dazu geführt, in der Beherrschung der Zeichnung einen hohen Grad zu erreichen, ein Vorteil, der sich später, gepaart mit einer grossen Gewissenhaftigkeit der Form gegenüber, auch in Ihrer Malerei auswirkte. Ihre Kunst hat — ob Sie Kinder, Blumen, Erwachsene oder Landschaften schaffen, stets etwas Kräftiges, fast Männliches an sich. So Ihre Plakate für das Eidgenössische Aelplerfest 1911, für das Frauenstimmrecht, hinter denen kaum jemand den Pinsel einer Frau vermutete; wir erinnern an zwei noch in ihrem Atelier hängende Porträts — das eindrucksvolle des bekannten Rezitators und Schauspielers Ludwig Wüllner und dasjenige der Oesterreicherin Frau Kraigher-Porges, das deren entzückendem Buch «Lebenserinnerungen einer alten Frau» beigefügt ist. Beeindruckt hat uns seinerzeit eine Pierrette, und dann vor allem das Bild von General Wille, dessen Entstehung Sie auf unsere Bitte mit Ihrer gewandten Feder, gleichsam zur wehmütigen Erinnerung an die vierzig Jahre seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges, im heutigen Feuilleton selber schildern.

Ihr Atelier ist eine Fundgrube — nicht nur an farbenprächtigen Blumenstücken, feinen Porträts und allerhand Skizzen —, sondern auch an Lebenserinnerungen aus einem Leben reich an Kunst, Politik und interessanten menschlichen Beziehungen.

Dora Hauth — Sie haben wohl nie zu den konventionellen Künstlern gezählt —, aber doch wäre für Sie der Schritt zum heutigen Modernismus und Existenzialismus unmöglich. Zu gross ist Ihre Achtung vor der Natur und ihren Gesetzen, als dass Sie Ihrer eigenen Auffassung irgendeine Fälschung derselben gestatten würden. Und doch wirken auch Ihre Illustrationen, wie zum Beispiel diejenigen des Zürcherischen Lesebuchs der 5./6. Klasse, realistisch —, Sentimentalität ist Ihnen unbekannt. As Graphikerin erhielten Sie einen 1. Preis an der «Internationalen Ausstellung 1914 für Buchgewerbe in Leipzig», illustrierten Sie manches Werk, das noch erfreut, aber dessen Schöpferin man vergessen zu haben scheint.

Lassen Sie aber deshalb, liebe tapfere Frau den Mut nicht sinken, oder Bitterkeit in sich aufkommen. Denn Sie haben dem Leben, all denen, die Ihren Weg gekreuzt haben, neben Ihrer edlen Kunst noch etwas anderes geschenkt, etwas, das vielleicht in viel mehr Menschen weiter wirkt als Sie auch nur ahnen können.

Sie, als die dem sozialdemokratischen Lebensideal Verhaftete, einsam Ihren Lebenskampf zwingende Frau, haben allen, die Sie kennen und lieben, vorgelebt, was der Stolz der Unabhängigkeit vom Materiellen, das Vertrauen auf Gott, und die bedingungslose Tapferkeit des Durchhaltens aus einem Frauenleben machen kann. Und neben allem Schönen, das Ihre Kunst uns geschenkt hat, danken wir Ihnen vor allem dafür. Für diese Tapferkeit, von der Maria Waser, die Ihnen ja nahegestanden, einst so schön gesagt hat: «Wenn es schwer ist, dann muss man tapfer sein; Tapferkeit aber ist das Allerherrlichste.» Möchten Ihnen, dank dieser Tapferkeit noch viele, weniger sorgenbeladene Tage und Jahre geschenkt werden, das ist der Wunsch Ihrer Freunde und speziell Ihrer alten

El. Studer.

Begriff ist. Wir leiden mit ihnen um ihren Frieden wie wir mit ihnen um ihren Krieg gelitten haben. Und unsere Seelen sind offen für die grosse Warnung, die an die noch freien Völker geht, und gedenken der ernsten Mahnung, die Gottfried Keller uns schon gegeben hat.

Ja du bist frei, mein Volk, von Eisen Ketten.
Frei von der Hörigkeiten alter Schande;
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dich betten.

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande,
Schafft sie zum Lehn sich all bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tödlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfüllung
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen.

Brief aus Deutschland

Die nachfolgenden Mitteilungen sind einem Brief entnommen, den eine in Westdeutschland lebende Frau an ihre Freundin in Basel geschrieben hat. Vor sieben Jahren hatte die Briefschreiberin Berlin verlassen müssen, und immer hatte sie sich nach der «geliebten Stadt» zurückgesehnt, die sie nun besucht hat.

«Die zehn Tage Berlin waren vollgepfropft mit intensivem Erleben. Nein, wir brauchen nicht zu verzweifeln an der Menschheit, trotz Wasserstoff- und Kobaltbomben, solange Hilfsbereitschaft und Herzensglück so lebendig in den Menschen wirkt, wie ich das erlebt habe.

Vom Geist dieser Frontstadt bekommt man ja erst einen Begriff, wenn man mit den Behörden, in denen Menschen sitzen, zu tun hat. Und wie schwer hat es jeder einzelne in dieser eingeschlossenen Stadt, in der man stundenlang durch Trümmer — wohlaufgeräumte Trümmer — wandern kann. Schon, als wir von Westen kommend, einen grossen Teil der Stadt überflogen, erschütterte es mich, auf dieses Trümmerfeld herabzublicken, von dessen Ausmassen man erst einen rechten Begriff bekommt, wenn man ein so weites Blickfeld hat wie vom Flugzeug aus. Bizarr, in diese weit aufgerissenen Häuserschlünde zu blicken. Ganze Strassenzüge bestehen nur aus leeren Ruinen, grün bewachsen von allerlei Unkräutern und bevölkert von spielenden Kindern. Ueberraschend war für mich, dass Berlin plötzlich innerhalb der Stadt ein hügeliges Gelände aufweist. Da und dort waren grün bewachsene Berge zu entdecken mit Baulichkeiten darauf. Die unermüdlichen Berliner machten aus der bitteren Not eine Tugend. Sie formten aus ihren zerbombten Strassenzügen kleine Berge, bepflanzten sie, und jetzt haben die in ihrer Stadt buchstäblich Eingeschlossenen herrliche Erholungsplätze inmitten leerer Trümmerfelder oder neu erbauter Wohnstätten. Poetisch, wie ihre Gemüter nun mal sind, nennen sie die kleinen Erfrischungsräume, die meist auf dem Gipfel dieser «Berge» stehen «Bergterrasse» oder — je nach dem Namen dieser neuerstandenen Berge «Insulanerbaude», «Marienbaude» usw. Dort und in den sehr gepflegten Anlagen innerhalb der Stadt verbringen die Berliner ihre Erholungsstunden. Wo früher Mahntafeln mit «Betreten des Rasens verboten» standen (mit entsprechender Strafandrohung!) sind jetzt Schilder mit «Liegewiese» angebracht. In einem lustigen Lagerleben wird dort allein oder in Gruppen der Ruhe gepflegt, im Schatten oder in der prallen Sonne gelegen, wie jeder Lust hat. Ruhige Leseecken sind eingerichtet, wo Kinder «keinen Zutritt» haben.

Meine ganz grosse Ueberraschung war der im jungen Grün prangende Tiergarten. Auch dort weite Rasenflächen den Berlinern zur Erholung freigegeben. Vor neun Jahren noch war der Tiergarten ein wüstes Trümmer- und Kraterfeld, und heute kann sich das Auge nicht sattsehen an all den neu gepflanzten Bäumen, den bunten Blumenrabatten, überhaupt an der ganzen Anlage. Viele ausländische Städte, auch die Schweiz, haben sich durch Baum- und Buschspenden um diesen Neubau verdient gemacht. Im Baujahr 1954 sollen 18 000 Wohnungen neu erstehen. Für die Berliner ist das eine Leistung, wenn sie das überhaupt schaffen können. Und doch ein winziger Tropfen auf einen heissen Stein! Für die Städte des Westens wäre ein solches Bauprogramm wegen seiner Lächerlichkeit einfach undiskutabel. Ich wünschte, der Westen — gemeint ist natürlich nur unser deutscher Westen — müsste nur einen Monat so leben, wie die Berliner es tagtäglich müssen. Dabei leben sie noch in Freiheit und noch viel besser als die im Ostsektor oder gar in der Zone. Ihr Zusammenhalt, ihre Hilfsbereitschaft ist beispielhaft. In der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in dieser wachen und lebendigen Stadt erlebte ich mehr als einmal, dass so ein armer Ostsektoraner immer kenntlich an der schlechten Kleidung, besonders am miserablen Schuhwerk — von Wildfremden auf der Strasse zu einer Tasse Kaffee oder zu einer «Molle» (Glas Bier) eingeladen wurde, ob wohl die Angst vor östlichen Agenten den Westberlinern im Nacken sitzt. Dr. X. Y. Z. bat mich händsringend ja nicht, wie ich es vorhatte und auch ausführte, in die Kuno Fischerstrasse, dem Auffanglager für Ostzonenflüchtlinge, zu gehen, weil von dort täglich Agenten eingeschleusst würden, die mit Kleinkameras Aufnahmen machen und man dann an den Grenzstationen auf Grund dieser Photos als «Spion» den Prozess gemacht bekomme.

Den stärksten Eindruck machte auf mich ein Erlebnis in der S-Bahn. Ein Vopo steigt ein, geht stracks auf eine ältere Dame zu. «Bitte machen Sie Ihre Tasche auf!» lautet kurz sein Befehl. «In der Tasche befindet sich nichts, das von Interesse für Sie wäre», lautet die ruhige Antwort der Dame. «Sie sind verhaftet, nächste Station aussteigen!» der lakonische Befehl des Vopo. Im Nu standen einige Mitreisende auf, bilden einen Ring um die Frau, die Bahn hält, der Vopo steigt aus, sagt dem Vorsteher, der mit erhobener Kelle dasteht, der Zug müsse halten, bis er die Dame verhaftet habe. Unser Stationsvorsteher antwortet kühl, er könne seine Züge nicht mit Verspätung auslaufen lassen, gibt das Abfahrtszeichen, die Türen knallen (mit Luftdruck) zu und schon sausen wir aus dem Bahnhof: nächste Station zum Glück Westsektor.

Aber nicht immer gehen solche Vorkommnisse so gut aus. Schon manchen Vopo haben die Berliner — Ostberliner an den Stationen aus dem Zuge geschmissen, auch so was geht nicht immer. Aber immerhin, es geschieht. Einen zweiten 17. Juni wird es so schnell nicht wieder geben, die Macht der russischen Panzer und Schiessprügel ist zu gross, der letzte 17. Juni zerbrach ja an ihnen. Aber die Freiheitsglocke, die allabendlich ihre Töne in den Ostsektor schwingt, wird auch den Geknechteten dort eines Tages in Freiheit erklingen. Ich wollte unser Bonner Bundeshaus stünde in Berlin, Bonn hat kein gutes Klima und der Westen kein gutes Ansehen in Berlin. Und dies mit Recht. Die Liebe und Anhänglichkeit der Berliner zu ihrem verstorbenen Regierenden Oberbürgermeister ist wahrhaft erschütternd. Täglich pilgern aus allen Stadtteilen die Menschen an seine Ruhestätte und legen kleine Sträusschen nieder.»

Politisches und anderes

Ein Gegenvorschlag zur Mieterschutz-Initiative

Der Bundesrat hat die Botschaft zum Volksbegehren über den Schutz der Mieter und Konsumenten genehmigt. Wie verlautet, hat der Bundesrat grundsätzlich beschlossen, dem Volksbegehren einen eigenen Gegenvorschlag gegenüberzustellen und dem Volke vorzulegen.

Prüfung der Flüchtlingspolitik

Der Bundesrat hat auf Antrag des Justiz- und Polizeidepartementes Prof. Dr. Carl Ludwig, zur Zeit Professor für Strafrecht an der Universität Basel mit der Ausarbeitung eines Gesamtberichtes über die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 betraut.

Waffenstillstand in Indochina

In Genf wurden am Mittwoch die Abkommen über einen Waffenstillstand in Vietnam, Laos und Kambodscha unterzeichnet. Am gleichen Tag ist die Genfer Ostasien-Konferenz nach fast dreimonatiger Dauer zu Ende gegangen. Die im Waffenstillstandsabkommen festgestellte Demarkationslinie teilt die Bevölkerung des Vietnam in zwei beinah gleiche Teile. Ganz Nord-Vietnam fällt dem kommunistischen Vietminh zu. So fügt sich zum geteilten Deutschland, zu Korea nun das dritte Land zu: Vietnam.

Bilanz des Indochina-Krieges

Der Krieg in Indochina hat in den vergangenen acht Jahren dem französischen Expeditionskorps Verluste von 92 000 Toten, darunter 19 000 Franzosen, 114 000 Verwundeten und 28 000 Gefangene verursacht. Die Kosten des Indochina-Krieges werden für Frankreich auf rund 30 Milliarden Schweizerfranken beziffert. Die Verluste des Vietminh sind unbekannt.

Vietnam protestiert gegen die Teilung

Zum Waffenstillstandsabkommen hat die Regierung des Staates Vietnam eine Erklärung abgegeben, in der gegen die Teilung des Landes feierlich protestiert wird.

Moskau wünscht eine Konferenz über die Europäische Sicherheit

Sowjetaussenminister Molotow übergab am vergangenen Samstag den Geschäftsträgern der Westmächte gleichlautende Noten in welchen die Einberufung einer neuen internationalen Konferenz «innerhalb der kommenden Monate» zur Besprechung des Problems der europäischen Sicherheit vorgeschlagen wird. Die Note hält die Einladung von kommunistisch-chinesischen Vertretern als «Beobachter» an eine solche Konferenz für wünschenswert.

Sieg Mendès-France in der Nationalversammlung

Die Nationalversammlung sprach am Freitagabend im Anschluss an eine zweitägige Waffenstillstands-Debatte der Regierung des Ministerpräsidenten Mendès-France mit 501 gegen 93 Stimmen das Vertrauen aus.

Abschuss eines britischen Flugzeuges

Bei Hainan im südchinesischen Meer, wurde ein britisches Passagierflugzeug durch rotchinesische Jäger abgeschossen. Die chinesische Regierung hat Grossbritannien ihr Mitgefühl und Bedauern zum Ausdruck gebracht und erklärte sich bereit, die Entschädigungsleistungen in Erwägung zu ziehen.

Hoher Bonner Beamter in Berlin verschwunden

Der Leiter des deutschen Verfassungsschutzamtes, des Sicherheitsdienstes, Dr. Otto John, hat sich in Begleitung eines Berliner Arztes in den Berliner Ostsektor begeben und ist nicht mehr zurückgekehrt. Unabgeklärt bleibt einstweilen ob Dr. John freiwillig sich nach Ostberlin begab oder ob er entführt worden ist.

Lockerung der Handelsbeziehungen mit der Sowjetunion

Der englische Handelsminister Peter Thorneycroft erklärte im Unterhaus, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten seien übereingekommen, vom 16. August an die Liste der strategischen Güter, deren Lieferung nach dem Sowjetblock verboten ist, um einen Drittel zu kürzen. Diese Massnahme gelte jedoch nicht in bezug auf China.

Internationale Kongresse in der Schweiz

Während in Zürich vom 20. bis 24. Juli der dritte Internationale Kongress für Psychotherapie tagte, wurde in Basel die erste internationale Tagung über Trombose und Embolie durchgeführt. — In Genf wurde am Montag ein internationaler Kongress für Gynäkologie und Geburtshilfe eröffnet. Daran nehmen 2000 Personen teil.

Abgeschlossen, Dienstag, 27. Juli 1954. *cf*

---

lehnen, die kleinen rundlichen, aber willensstarken Hände auf Lehne und Schreibtisch gelegt — so sass er aufrecht, mit dem lebendigsten Ausdruck des stets innerlich arbeitenden, souverän denkenden, organisierenden Menschen.

In meinem früheren und späteren Arbeitsleben hatte ich niemals während zwei vollen pausenlosen Sitzungsstunden ein disziplinierteres «Modell» gehabt. (Nur einmal während einer knappen Minute — wohl wegen der grossen Stille ringsum — nickte er kurz ein, die Augenlider sanken leicht hinunter, jedoch die Haltung blieb musterhaft und aufrecht. Vor ihm lagen offen Pläne und Schriften ..., ich kratzte daher mit der Feder stärker auf dem Papier — da schaute er auf, schob die Zigarre wieder fester zwischen die starken Lippen und meinte: «Ohä, jetzt han i doch fascht gschlafe».

Ich machte eine grosse Kopfstudie, die bei Stehle frères herausgegeben wurde. Eine zweite Studie, Halbfigur mit Händen, wurde bis jetzt weder veröffentlicht noch ausgestellt.

Als ich nach zwei Stunden dem General die Arbeiten zeigte, ging er damit zum Fenster und sagte: «Eigetlich bin ich ja en ganz flotte Kerl, was händ au d'Lüt immer a mir usz'etze?»

«Die meischte Lüt, Herr General, gsehnd ebe under em «Käppi» nie Ihri Stirn.»

Er schmunzelte vergnügt und bot mir von sich aus seine handschriftliche Unterschrift, um sie unter das Bild drucken zu lassen. Ich fragte ihn, welche Maler ihn schon porträtiert hätten? Er antwortete: «Ich bin nur Ihnen und Hodler persönlich gesessen. Sämtliche andern Bilder sind ohne mich, nach Photos gemacht. Sagen Sie das immer, wenn Sie gefragt werden.»

Zu meinen ganz persönlichen muss ich noch meine allgemein-menschlichen Erinnerungseindrücke beifügen, nämlich, dass der General von ausserordentlicher Höflichkeit zu seiner Umgebung war, zu den

Wie Joggeli eine Frau sucht 2

Jeremias Gotthelf

Am Abend eines andern Tages schleppte er seine Bürde müde einem grossen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stund. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufe aber gross, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinestall stiess daran, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaune, schwarz und rauchicht war es um die Haustüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf (Schuppen). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen mit rot angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwollen wie kreuzerige Seile, und auf Füssen, die letzten Samstag gewaschen worden, seither zweimal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, dass man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Besen auf ihre Rüssel, dass sie krachten, fluchte mit ihnen, wie kein Kälberhändler es ärger hätte tun können, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, dass es weit umherspritzte. Darauf die Hände nur notdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die wenigstens ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es taten, taten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht. Es war ein wüstes, unordentliches Essen, an welchem der Kessler teilnehmen konnte unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die anderen rüsteten, zu heften imstande sei. Rohe Spässe, Zoten wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft teil daran ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem erstern zu sagen, wann er zum letzten Male voll heimgekommen sei, und der letztern vorzuhalten, sie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen, dann auch die Mägde zu schelten und den Knechten wüst zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich musste sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, wie doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen lässt von Knechten; aber, wie man tut, so hat man's auch.

Sein Lager war im Stall angewiesen. Der war schmutzig wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch nachts keine Ordnung da zu sein und alle zu machen, was jedem beliebe. Er war aber zu müde, zu gwundern. Am Morgen ward frühe Appell geschlagen, niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor fünfe sich ums Haus herum, aber niemand tat doch eigentlich was Rechtes. Man musste halt aufsein, damit es heisse: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor fünfe los, und ds Marei sei immer die erste und die letzte. Aber vor halb achte konnte man doch zMorgen essen und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot und Kraut, so lang, so hart, so trokken, dass man sich lange besinnen musste, ob das, was man hinunterschlucke, Geisselstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Kessler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen und an der Tochter, diesem unsauberen Werktier, satt gesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen heften lassen, sie säuerle ja wie eine Sauerkrautstande, in welcher dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben und nicht viel süssen Anken machen. Potz Wetter, da ging's los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riss sie ihre Schuhe von den Füssen, schlug auf ihn los wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte noch nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader,

Unesco-Kinderfilmkonferenz — Locarno-Filmfestival

Interview mit Miss Mary Field, London

Pioniere stellt man sich immer ein bisschen verwegen aussehend vor, aber Mary Field, die vor etwa 10 Jahren in Europa die Notwendigkeit erkannte, dass die Jugend ein Recht auf eigene Filme besitzt — und dies nicht nur, weil sie Lehrerin gewesen war und ohne Absicht in das Filmland hineingerutscht war, als eine Lehrfilm-Gesellschaft jemanden suchte, der den Kontakt zu Schulen herstellen konnte und Miss Field ausserdem Geld für ihr Universitäts-Studium brauchte — in kurzer Zeit war sie selbst Kinderfilm-Produzentin. Nein, verwegen sieht sie wirklich nicht aus; sehr gepflegt, gross, schlank, mit grauem Haar, und so furchtbar nett, wie es eben wirklich nur grosse Leute sind.

Frage: Miss Field, wenn Sie nun Ihren Eindruck der Unesco-Konferenz über den Kinderfilm in Locarno wiedergeben sollen, was steht im Vordergrund?

Mary Field: Ich war schon auf unendlich vielen Tagungen, die den Kinderfilm behandelten, aber hier in Locarno herrschte von Anfang an Einträchtigkeit zwischen den anwesenden Delegationen der Produzenten, Verleiher, Theaterbesitzer, den Kinderfilm-Experten, den Vertretern kirchlicher Kreise und den Pädagogen und Psychologen aus 10 europäischen Ländern. Alle wollen den Jugendfilm, das heisst für die Altersstufen von 8 bis 16 Jahren; die Frage ist nur: wie kommt man am besten zusammen.

Frage: Also hat sich die Situation gründlich geändert? Denn bisher wurde der Anspruch der heranwachsenden Generation auf gute Filme von der Filmindustrie nicht wichtig genommen, er war ‚finanziell nicht interessant'.

Mary Field: Muss denn das Verdienst-Moment immer im Vordergrund stehen?! Natürlich, als J. Arthur Rank die Entertainment Films für Children-Gesellschaften seinem Konzern angliederte, waren wir in guter Hut und konnten auf breiter Basis, auch in Gemeinschafts-Produktionen in Skandinavien und Australien Filme herstellen — ‚Bush Christmas' war und ist ja heute noch ein Welterfolg.

Frage: ‚Bush Christmas' — im deutschen Sprachgebiet heisst er ‚Im Tal von Mara-Mara' habe ich sogar hier während eines früheren Festivals uraufgeführt —, aber wie stehen ihre Chancen jetzt, da es der englischen Filmindustrie nicht gerade gut geht?

Mary Field: Wir, das heisst die Childrens Film Foundation produzieren jetzt mit Hilfe des Cinéma-Funds, das heisst also von jedem verkauften Kinoplatz führt der Theaterbesitzer einen Prozentsatz an diesem Fund ab; das ergibt natürlich grosse Summen, wir erhalten 5 Prozent davon; aber sie genügten, um im letzten Jahr vier lange Spielfilme, sechs Zweiakter und ein paar kurze Magazinfilme — eine Art Wochenschau oder Sammelsurium — herzustellen. Kürzlich haben wir sogar den ersten ‚Musical-Film' gemacht!

Frage: Eine Revue?!, doch nicht mit Jazz?!

Mary Field: Nein, wir verwendeten Volksmusik, das heisst rhythmisch betonte Lieder.

Frage: Und der Erfolg?

Mary Field: Gut, sehr gut sogar — wir haben eben die jahrelange Erfahrung, was die Kinder wirklich sehen wollen, was man ihnen zumuten darf. Schliesslich gehört der Samstag in England den Kinderfilm-Clubs mit ihren 500 000 Mitgliedern. Die Kinos veranstalten regelmässige Vorstellungen, bei denen es dann einmal umgekehrt heisst: ‚Erwachsenen ist der Zutritt verboten'! Ausserdem laufen unsere Filme in der ganzen Welt und werden überall von den Jugendlichen verstanden, in Malaya ebenso wie in Südamerika wie im Belgischen Kongo wie in Deutschland und der Schweiz.

Frage: Und Ihren grossen Schatz an Erfahrung konnten Sie der Locarneser Konferenz zur Verfügung stellen.

Mary Field: Wissen Sie, ich habe schon viele derartige Kongresse erlebt — Locarno wird ein Wendepunkt sein, weil die Einigkeit aller Beteiligten so überraschend und eindeutig war, den guten Jugendfilm zu schaffen und zu vertreiben und zu zeigen, aber das setzt genaue Kenntnis der kindlichen Psyche voraus, man braucht dafür geeignete Filmschaffende. Bei uns in Grossbritannien wirken immer mehr Schauspieler mit bekannten Namen in Kinderfilmen mit, und das Publikum weiss diese Leistungen zu schätzen — für die Heranwachsenden ist eben immer nur das Beste gut genug!

Frage: Ja, es ist eben genau so wie mit Literatur, Musik, Malerei — da erhält die Jugend eine sorgfältige Kenntnis durch die Schule...

Mary Field: ... und genau dasselbe wird für den Film angestrebt; denn Film kann ja echte Kunst sein — ‚kann'...!

Frage: Miss Field, was sind nun die positiven Ergebnisse dieser fünf Beratungstage? Oder gab es auch negative?

Mary Field: Negative — ? Nein. Meinungsverschiedenheiten — aber darum war man ja zusammen, um sie aus dem Weg zu räumen. Also um die Ergebnisse kurz zusammenzufassen: die nationalen Filmindustrien wurden aufgefordert, regelmässige Kinderfilm-Vorstellungen in ihr Programm aufzunehmen. Dann: obgleich die Bemühungen einzelner Persönlichkeiten sehr anerkennenswert sind, ist es doch zu empfehlen, dass erst nationale Zentren und dann ein internationaler Markt geschaffen werden sollen, das setzt die enge Zusammenarbeit der drei Zweige voraus: Produktion, Verleih, Theater, darüber hinaus die Zusammenarbeit mit kulturellen und erzieherischen Verbänden, auch solchen nicht-gewerblicher Art. Dann vielleicht das wichtigste: die völlige Steuerbefreiung von Jugendvorstellungen — naturgemäss erwarten die Theaterbesitzer keinen Profit; überhaupt soll innerhalb der einzelnen Länder der Verleih zentralisiert werden, denn die Einsparung an Kosten kommt der Produktion zugute. An die Filmschaffenden und Verleiher geht die bündige Aufforderung, für genügend Filme zu sorgen, auch wurde die Frage vermehrter Gemeinschafts-Produktionen besprochen und empfohlen. Schliesslich werden die Erzieher aufgefordert, sich zum Problem Film positiv zu stellen — heutzutage gibt es die spassige Situation, dass die Jugend oft mehr Kenntnis und Verständnis für den Film besitzt als die Lehrerschaft! Dann regt die Schluss-Resolution an, dass auf internationaler Basis psychologische Fragen erörtert werden sollen, und die Resultate gemeinsam verarbeitet. Wichtig und dringend nötig für die Praxis ist die Aufstellung von Listen für reine Kinderfilme und solchen, die für jugendliche Auditorien geeignet sind — Sie sehen, nur positive Ergebnisse!

Frage: Das alles ist sehr erfreulich zu hören, das Aus- und Durchführen liegt nun ganz und gar bei den einzelnen Ländern.

Mary Field: Glauben Sie mir, ich fahre sehr befriedigt nach London zurück.

Frage: Die Reden und Beschlüsse waren gut — nun warten wir auf die guten Taten! Herzlichen Dank, Miss Field, dass Sie mir noch zwischen Nachtessen und Kofferpacken diese Fragestunde erlaubten — good bye und much luck!

M. E. Kähnert.

Höflichkeit — eine kleine Plauderei

Höflichkeit — gibt es das heute noch?

Ich dachte darüber nach, nachdem ich an einem Festessen in einem Kreis Eingeladener teilgenommen hatte. Höflichkeit ging in der Tat von diesen, obwohl sehr verschieden gearteten — variierenden Klassen und Berufen angehörigen Menschen aus, schien in linden, wohligen Wellen auszuströmen. Ein einziger Anwesender nur verhielt sich in stummer Versteifung. Aber die am Tischende thronende Hausfrau lobte sogar ihre langjährige, bis jetzt charakterlich immer sehr schwierig zu behandelnde Haushälterin und hatte an ihr eine wesentliche Wendung zum Guten festgestellt. «Gibt es das, dass ein schlechter Charakter sich wirklich zu ändern vermag?» fragte lächelnd an meiner Seite eine kluge und liebenswürdige Dame. Und ein Geistlicher in unserer Mitte antwortete ihr: «Ja, das ist vielleicht das grösste Wunder, das an einem Menschen überhaupt geschehen kann.»

Und jetzt denke ich: mit der Höflichkeit ist es anders bestellt. Sie ist in einem Menschen einfach schon von früher und je da und ändert sich nicht und fällt auch nicht von ihm ab. Sie ist freilich Form und Etikette. Aber in ihrer eigentlichen Essenz ist sie unerschütterliche, unausrottbare Tradition. In ihrem wirklichen Wesen hat sie neben dem so anziehenden, gewinnenden Aeussern als Zeichen und Formeln, den inneren Halt von Disziplin und Selbsterziehung und echtem menschlichem Wohlwollen. In letzter Konsequenz beweist sie ihren ethischen Gehalt.

Es gibt freilich eine servile Höflichkeit, eine Schein-Höflichkeit, die ganz auf der Oberfläche gleich einer Staubschicht, schwimmt, und ganz durchtränkt von Oberflächlichkeit, abhängig von Gunst- und Geschäftsinteresse, sich plötzlich auch in einen Zornausbruch, in eine Wut-Szene zu verwandeln vermag. Wenn ich aber von meiner Wohnung auf die Strasse hinaustrete, schaue ich manchmal nach höflichen Menschen aus. Ich sehne mich irgendwie nach ihnen, weil sie heute so selten geworden sind. Da ich sehr weitsichtig bin, kann ich die mir Begegnenden schon aus grosser Entfernung erkennen. Ich möchte die Unhöflichen zuweilen mit einem freundlichen Lächeln fast magnetisierend zu bekehren versuchen. Aber es ist nicht möglich. Eine Mauer lässt sich nicht ohne Gewalt durchstossen; ein Stein lässt sich nicht schmelzen.

Die echte, aus fernen Zeiten und aus dem Urgrund der Güte stammende und unversiegbar quellende Höflichkeit — die Höflichkeit, die sich in Ausdruck und Zurückhaltung, im Wort und im Schweigen, im Blick und in der Gebärde äussert, kann allein aus einer ererbten und wiederum selbst erworbenen Erziehung kommen und gehört zum Besitz der reifen Persönlichkeit.

Alice Susanne Albrecht

Zwanzig Jahre Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst

Mit ihrem 20. Jahresbericht 1953 gibt uns die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst (SAG) auch einen lebendigen Rückblick auf die 20 Jahre ihrer Tätigkeit. Entstanden durch die Initiative des BIGA, der Arbeitsämter und verschiedener Frauenorganisationen in den Krisenzeiten anfangs der Dreissigerjahre, als täglich Arbeitskräfte aus der Industrie entlassen werden mussten «und gleichzeitig ein vermehrter Mangel an Hausdienstpersonal spürbar wurde, stellte sich die 1933 gegründete Arbeitsgemeinschaft folgendes Arbeitsprogramm: Förderung und Ausbau der Haushaltlehre, Förderung der Umschulung von Erwerbslosen, Bessergestaltung der Verhältnisse im Hausdienst und Förderung der Organisation der Hausangestellten. Die Ausschüttung des Ertrages der Bundesfeierspende 1934 für die «Hauswirtschaftliche Erziehung» ermöglichte die Schaffung von kantonalen Arbeitsgemeinschaften, die ihre Arbeit nach dem Programm und in fruchtbarem Zusammenwirken mit der SAG gestalteten und sich in erster Linie mit der Förderung der Haushaltlehre befassten.

Viele dringende Aufgaben konnten im Laufe der Jahre in Zusammenarbeit mit den interessierten Kreisen, das heisst mit Berufsberaterinnen, Behörden und Frauenorganisationen in steter Anpassung an die wechselnden wirtschaftlichen Verhältnisse verwirklicht werden. Die Umschulung Erwerbslose entsprach keinem grossen Bedürfnis und wurde nach kurzer Zeit fallen gelassen. Die Ueberwachung des Arbeitsmarktes aber bleibt der SAG ständiges Anliegen, zur Zeit stellt ihr der Zustrom von ausländischen Arbeitskräften für den Hausdienst, der in den Jahren nach Kriegsende für unsere Volkswirtschaft bedrohliche Formen angenommen hat, mancherlei Aufgaben. In einer Eingabe vom September 1952 an die Eidgenössische Fremdenpolizei wurden verschiedene Wünsche betreffend eine schärfere Kontrolle der beruflichen Qualitäten der einreisenden Hausangestellten geäussert.

Wichtig war der SAG vor allem die Förderung von einheimischem Nachwuchs. Zur allgemeinen Bildung des jungen Mädchens gehören unbedingt auch hauswirtschaftliche Kenntnisse. 1930 kannten neun Kantone den hauswirtschaftlichen Unterricht auf der Volksschulstufe; heute ist er in 14 Kantonen obligatorisch, 5 weitere überlassen es den Gemeinden, hierüber zu entscheiden, in 12 Kantonen werden die Mädchen durch die obligatorische Fortbildungsschule erfasst und 7 Kantone kennen

Halt der Schundliteratur!

Tausende von Vätern und Müttern protestieren gegen die Gefährdung der Familie durch Verteilen von Schundliteratur in die Briefkästen, wie es dieser Tage an verschiedenen Orten der Schweiz geschehen ist. Sie verbitten sich diesen Angriff gegen die Sauberkeit des Schweizerheims durch grösstenteils ausländische Produkte (zum Beispiel das in Hamburg verlegte «Bei Dir»). Alle gut gesinnten Schweizer erwarten, dass die zuständigen eidgenössischen Behörden der Einfuhr derartig bedenklicher und ausserdem geschmackloser Publikationen tatkräftig und mit der nötigen Konsequenz entgegentreten.

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Eidgenössischer Verband Pro Familia

Kranken- und Mutterschaftsversicherung

Warnung vor einer Unterschriftensammlung!

Die Eidgenössische Expertenkommission, in der die Schweizerfrauen drei Delegierte stellen konnten, hat ihre Vorarbeiten zu einem Gesetzesentwurf für die Kranken- und Mutterschaftsversicherung im Februar 1954 beendet. Im Anschluss daran haben sich die Frauenverbände der Schweiz, die schon seit vielen Jahren die Verwirklichung der Mutterschaftsversicherung anstreben, zu einer Arbeitsgemeinschaft für dieses Gesetz zusammengeschlossen. Es sind somit seitens der Frauen alle Interessen auf dieses bedeutende Sozialwerk gerichtet.

Mit Befremden stellen die Frauen deshalb fest, dass die getarnte kommunistische Organisation «Schweizerische Frauen-Vereinigung für Friede und Fortschritt» durch Unterschriftensammlung zu Stadt und Land eine Petition für dieses Werk vorbereitet. Da zu Beginn des Herbstes 1954 der offizielle Entwurf zu einem neuen Bundesgesetz über die Kranken- und Mutterschaftsversicherung zu erwarten ist, zu dem auch die Frauen werden Stellung nehmen können, empfehlen wir allen, die sich nicht mit den Kommunisten identifizieren wollen, ihre Unterschrift auf den in Zirkulation befindlichen Petitionslisten zu verweigern.

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Evangelischer Frauenbund der Schweiz
Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Staatsbürgerlicher Verband katholischer Schweizerinnen

Die Verdauungsorgane altern mit uns. Darum: leicht verdauliche Nahrung! OVOMALTINE ist ebenso hochwertig wie leicht verdaulich. OVOMALTINE stärkt auch Sie!

als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Tal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten (handeln), dürfe alles selbt anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schauderte ihn, wenn er eins oder das andere haben müsste, und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, dass so ein Kesselflicker hingucken könne, wo sonst niemand hinsehe, und dass man sich nicht vor ihm in acht nehme und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so einer im Hause sei, wie man es zu tun pflege, wenn Dorf (Besuch) komme, oder wenn man zDorf gehe. Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und die da am meisten aufgezäumt erscheine und geschlecket bis z'hinterst, die sei zu Hause nicht selten die wüsteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, dass man nicht wisse, was hinten, was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit gesehen, der hätte geglaubt, sie stünden jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zu Hause sah, der musste sagen, dass sie zu einem Bauernhof passten wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestossenen Niedel (Rahm). «Ja», dachte er bei sich selbst, «wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammgezählt und Euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel wert, mit dem Unterschied, dass man von denen einen wieder loskommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meist weder Geld noch Seufzer einem helfen.»

Er war recht schwermütig geworden, und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirtshaus und tagdiebte da, spielte den Hudel, tat, als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Kesslerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirtstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ein gar zu missvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen musste, und gnepfte (ging schwerfällig) manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fusse fünf Hühneraugen hätte.

Zeitlich ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüte, und er beschloss, weiterzuwandern mit seinem Kesslerkram, den ihm niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fusswege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene, unreife Kirschen knitterten unter seinen Füssen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Burschen grasetten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes, grosses Mädchen mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen sass auf der Türschwelle, schnitt Brot ein und hatte ein lustig prasselnd Feuer in der Küche, doch nicht das halbe Feuer draussen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer etwas zu heften oder plätzen, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so könne er seinethalben mit ihnen zMorgen essen, während der Zeit wolle es ihm Arbeit rüsten. Der Kessler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, dass es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drucke (Schachtel) ab und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte alles ein reinlich Ansehen, und das Volk tat manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen sah man, dass da Gott und und Meistersleute geehret würden. Die Suppe war eben nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er sass noch nicht lange am Tische, so liess er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, dass die Kachel in Scherben ging und rings am Tische alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hiess ihn der ungattlichst Hung, den sie noch gesehen. Anne Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hiess jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stund andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Kessler: im Länderbiet esse man weisseres Brot, dort würde solches nicht einmal von dr Gottswillen Leuten gegessen. Niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchentüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anne Mareili das Grossmüetti — die Mutter war gestorben — an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank zweglegte und nie unwillig wurde, wenn das Grossmüetti kärete (murrte), bald hie aus, bald da aus wollte und beständig das Grosstöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgetan waren, nach Art aller Grossmüetteni, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgetan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Aetti fortwollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei strubem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstipizte, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Aetti ohne irgendeine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmen warten, bis er heimkomme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen teilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurechtwies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schnöden Bescheid gaben und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es den Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete oder Arbeit anwies, dass man sah, es wusste allenthalben in Feld und Haus, was getan, was noch zu tun war. Bei dem allem sass es nicht auf einem Throne oder einem Ruhebett, streckte die Füsse lang von sich weg und hatte im Schosse die Hände, sondern es war nie müssig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk alleine, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, dass man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm alles von der Hand wie gehext, und seine Füsse liefen wie auf Federn, es blötschte nicht (trat nicht schwerfällig auf) auf dem Boden, dass es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinaufsprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser blötschen sieht.

(Schluss folgt)

das Gemeindeobligatorium. Am weitgehenden Ausbau des hauswirtschaftlichen Unterrichts durch die Schulen ist die aufklärende Vorarbeit durch die Arbeitsgemeinschaften stark mitbeteiligt.

Im Rahmen des Ausbaus der Haushaltlehre, die durch die Berufsberatungsstellen für Mädchen bereits angestrebt und eingeleitet worden war, wurde ein schweizerischer Lehrvertrag ausgearbeitet, der die 17 kantonalen zu ersetzen hat. Der Gewinnung von Lehrmeisterinnen und deren Ausbildung durch Kurse wurde grösste Aufmerksamkeit geschenkt; auch werden alljährlich Lehrmeisterinnenzusammenkünfte veranstaltet. Aus allen Kantonen wurde fortlaufend eine gute Entwicklung im Haushaltlehrwesen gemeldet. Die Zahl der Mädchen, die Ende 1953 in einem Lehrverhältnis mit Vertrag stehen, erreichte mit 2358 den Höchststand und steht somit an dritter Stelle nach den kaufmännischen Berufen. Die Lehrtöchter besuchen Fachklassen oder die obligatorische oder freiwillige hauswirtschaftliche Fortbildungsschule. 1898 Lehrtöchter erhielten 1953 ihren Lehrausweis nach bestandener Prüfung. Die Gleichstellung der Haushaltlehre mit andern Berufslehren geht ihrer Verwirklichung entgegen. — Die Gewinnung von Nachwuchs wurde auch durch total 79 Einführungskurse für den Hausdienst, die von rund 1400 Mädchen besucht wurden, gefördert. Ferner dienen Beiträge und Stipendien aus dem Fonds «Tag der Frauenwerke» der Weiterbildung bedürftiger Hauslehrtöchter und Hausangestellter. — Neuerdings werden auch Berufsprüfungen für Hausangestellte angestrebt.

Für die Bessergestaltung der Verhältnisse im Hausdienst musste durch Vorträge und Presseartikel das Interesse und die Verantwortung einer breiten Oeffentlichkeit geweckt werden. Broschüren und Flugblätter dienen der Propagierung des Hausdienstes und klären Arbeitgeber und Arbeitnehmer über ihre Rechte und Verpflichtungen auf, wie sie namentlich in 20 Normalarbeitsverträgen für Hausangestellte (1932 bestanden solche nur für Zürich, Winterthur und den Kanton Tessin) und verschiedenen Richtlinien festgelegt wurden. Arbeitszeit, Freizeit und Ansprüche für Ferien und bei Erkrankung erfuhren eine gesetzliche Regelung.

Die Hebung der sozialen Stellung der Hausangestellten durch die Anerkennung des Hausdienstes als Beruf und die Anpassung desselben an andere Berufe ist eine wichtige Aufgabe, soll dem schweizerischen Arbeitsmarkt einheimischer Nachwuchs zugeführt werden. Bereits bestehen Hausangestelltenverbände; die Gründung eines Hausangestellten-Singkreises in Zürich und die Ferienwochen für Hausangestellte in Praden (Graubünden) dienen der geselligen Entspannung, wie auch das allmonatlich erscheinende Mitteilungsblatt «Wir Hausangestellten» das Interesse am Beruf wachhält und das Gefühl der Zusammengehörigkeit fördert.

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst ist auch für ihr zukünftiges Wirken auf das lebendige Interesse der Volksgemeinschaft und die finanzielle Unterstützung durch weitere Gönner angewiesen. GS

Eine Nasenlänge voraus

...waren vor achtzig Jahren jene Frauen, die studieren wollten und nach sozial höheren und einträglicheren Berufen strebten. Schliesslich war nicht nur die Zeit des Talglichtes und der Postkutsche vorüber, sondern auch die der patriarchalischen Hausarbeit. Das Maschinenzeitalter hatte eingesetzt.

Aber o weh! Verfolgungen und Anfeindungen aller Art, Hohn und Spott im öffentlichen Leben und im eigenen Hause und durch die törichten Mitschwestern, die nur nach eigenem Nutzen und Interesse urteilten, mussten diese Frauen über sich ergehen lassen. Ihr Mut, ihre Energie und Tapferkeit liess aber alle dummen Einwendungen und wissenschaftlichen Argumente wie Seifenblasen zerplatzen: das weibliche Gehirn sei kleiner und leichter und daher nicht bildungsfähig, die geistigen Anlagen der Frau seien minderwertig, und infolge ihrer Zartheit und Schonungsbedürftigkeit seien die Frauen nicht den Anstrengungen des Studiums gewachsen noch der regelmässigen Ausübung eines aufreibenden Berufes. Und dabei dachte das gütige starke Geschlecht nicht an die Schonungsbedürftigkeit der Millionen von Frauen, die in Fabriken und Werkstätten gegen Hungerlöhne ausgebeutet wurden. Gottlob siegten jene Frauen, die eine Nasenlänge voraus waren, zu ihrem und zu unserem Glück, und das dürfen wir nicht vergessen.

...sind heute jene Frauen, die die Gleichberechtigung der Frau anstreben und sich für das Frauenstimmrecht einsetzen. Schliesslich heisst Politik Schicksalsgestaltung und ist nicht nur theoretische Staatslehre und Aussenpolitik, sondern auch Ernährungs-, Handels-, Wirtschafts- und Kulturpolitik, so dass Politik heutzutage bis zum Kochtopf reicht. Aber darüber hinaus: wie viele Familien gibt es noch, «wo sich die Frau den Luxus erlauben kann, nicht mitzudenken, mitzuordnen und mitzusorgen? Wieviele Frauen möchten nicht lieber den Kopf an die Schulter eines viel stärkeren Mannes legen, der alles für seine Frau und seine Kinder regelt und zum Besten ordnet.» Die Welt steht gleichsam auf dem Kopf und gerade die Frau muss das bitter spüren. Wie heisst es da in einer Tageszeitung vom 25. August 1953: Die Armee braucht 10 000 Frauen (für den FHD) und weiter: Die FHD untersteht denselben Bestimmungen wie der Soldat, besitzt also dessen Rechte und Pflichten... Ja, und wieviele Frauen — wir hörten es jüngst im Radio wieder — müssen Tag für Tag ihren Haushalt und ihre Kinder im Stich lassen um zu verdienen, weil wirtschaftliche Not es verlangt. Hinzu kommt, dass jeder einzelne in die Lage kommen kann, nötigenfalls Gut und Blut für sein Vaterland hingeben zu müssen und fast täglich wird ein gewisses Opfer von Vermögen und Freiheit für staatliche Zwecke von ihm gefordert. Da gilt es also, in der Gemeinschaftslebensführung die Fraueninteressen genau so zu wahren wie die Männerinteressen. Und doch, Anfeindungen, ja, auch Spott, haben diese Frauen, die eine Nasenlänge voraus sind, zu ertragen und auch wieder von törichten Mitschwestern, die nur nach eigenem Nutzen und Interesse urteilen. Und auch das so gütige starke Geschlecht spricht wieder sein Wörtchen dagegen. Aber auch diese Frauen müssen siegen. D. v. S.

Bärgsunntig

Ha myni Bärge ume gseh,
bi g'gange über Iis und Schnee.
Jetzt neigt der Tag am Abe zue,
und wandermüed sy myni Schueh.

Doch luege muess i eister no und stoh,
bis liis het Abschied gno
vo Grat und Firn der letschti Strahl,
und d'Näbel stiige usem Tal.

Im Sunneglanz, bim Stärneheer,
gäng sy die Bärge still und hehr.
Wie isch so pring und ruhilos
dernäbe üses Aerdelos.

O Gott! la d'Möntsche wärde
wie üsi Schwyzerbärge,
so stark und treu und still,
ergä Dym heil'ge Will.

Helen Raaflaub-Meyer

Ratschläge für Badende

Langsam abkühlen!

Nie stürze man sich in überhitztem Zustande ins Wasser. Vorsichtiges Abkühlen des Körpers unter der Dusche oder durch langsames Annetzen ist unerlässlich. Schon mancher, der meinte, nicht schnell genug in die kühlen Fluten tauchen zu können, hat seine Ungeduld mit dem Leben bezahlt!

Nicht im Spass um Hilfe rufen!

Es ist eine sehr verwerfliche Unsitte, spasseshalber um Hilfe zu schreien. Ein Helfer, der sich vielleicht schon mehr als einmal ins Wasser stürzte, um einen vermeintlichen Ertrinkenden zu retten, wird sich ein andermal eben doch einen Moment besinnen, ob er erneuten Hilferufen Folge leisten will. Wie leicht könnte dann gerade dieses verständliche Zögern einem wirklich vom Ertrinkungstode Bedrohten zum Verhängnis werden!

Von Büchern

Menschenkenntnis und Umgangsformen, von Prof. Carl Hilty, Fr. 3.90, Verlag Gebrüder Riggenbach, Basel.

Hilty war immer ein guter Führer durch das tägliche Leben und seine Schwierigkeiten, wie sie dem einen mehr, dem andern weniger Sorgen machen. Die grosse Wirkung seiner Bücher, seiner Führungen durch des Lebens Alltag liegt wohl darin, dass er besonders in den Fragen des Verhältnisses der Menschen untereinander, zu den Dingen des täglichen Lebens, in erster Linie von der seelischen Seite her an die Probleme und Schwierigkeiten herangeht. Wenn man sich in Hilty vertieft, hat man stets das Gefühl, es sei doch eigentlich ganz einfach gut, gütig, anständig und glücklich zu sein und in ein erfreuliches Verhältnis zu seiner Umwelt zu kommen; aber man muss sein grundlegendes Rezept nie vergessen: «Das eigentliche Geheimnis der Menschenkenntnis ist ein lauteres, von Eitelkeit möglichst freies Herz.» El.St

Internationale Musikfestwochen in Luzern

Vor dem Eröffnungskonzert

(IMF) Keine zwei Wochen trennen uns mehr von der festlichen Eröffnung der diesjährigen Luzerner Musikfestwochen, die am Sonntag, 8. August, ihren Anfang nehmen und bis 28. August dauern werden. Dirigent des Eröffnungskonzertes ist Herbert Karajan, der mit dem Philharmonia Orchester (London) eigentlich «sein» eigenes Orchester leiten wird, war er doch massgeblich am raschen künstlerischen Aufstieg dieses Klangkörpers seit seiner Gründung (1945) beteiligt. Das Programm des Abends reicht von der Klassik bis in die frühe Gegenwart und umfasst mit Mozarts B-dur-Divertimento, Ravels «Rhapsodie espagnole» und Brahms I. Symphonie drei Meisterwerke ihrer Epoche. Die Kompositionen des ersten Konzertteils nehmen beide auf festliche Begebenheiten Bezug: Mozarts edles B-dur-Divertimento (K. 287), die sogenannte «Zweite Lodronsche Nachtmusik», auf die Feier des Namensfestes seiner freundlichen Gönnerin, der Gräfin Lodron, geschrieben, und Ravels glutvolle Vision Spaniens, die sich in rhythmisch gespannten Tanzformen und schliesslich im tollen Wirbel der «Feria» entlädt. Mit der Brahms-Symphonie ersteht sodann die subjektiv geprägte Ausdruckswelt der deutschen Spätromantik; eine leidenschaftlich erregte, pathetisch gespannte und dennoch kraftvoll gebändigte und massvoll geformte Aussage klingt uns hier entgegen, in ihrer zeitlosen Gültigkeit stellvertretend für die folgenden Konzerte der Luzerner Musikfestwochen und verpflichtend für den Freund erlesener Musik.

Musikalische Wochen in Ascona

vom 31. August bis 14. Oktober 1954

Programm: 31. August, Récital Alexandre Brailowsky (piano): Vivaldi, Scarlatti, Schumann, Chopin, Ravel, Bartok, Liszt. — 6. September, Concert Symphonique, Dir. Carl Schuricht, Solist Yehudi Menuhin: Soirée Beethoven. — 11. September, Choral de la Cathédrale de Trèves, Dir. Dr. Johannes Klassen; Mozart: Vesperae de Confessore; Haydn: Theresien-Messe. — 17. September, La serva padrona de Pergolesi; Ensemble vocal et instrumental de la SCALA de Milan: Pergolesi, Marcello, Gluck, Mozart. — 22. September, Concert Symphonique, Dir. Otto Klemperer: Beethoven, Brahms. — 30. September, Concert Symphonique, Dir. Antonio Pedrotti; Solist Gaspar Cassadò (violoncelle): Vivaldi, Bach, Schubert, De Falla; Vogel (Ière exécution en Suisse). — 7. Oktober, Concert Symphonique, Dir. Otmar Nussio; Solistin Erna Berger (soprano). 14. Oktober, Récital Isaac Stern, violon. — Orchestre de la Radio Suisse Italienne. — Information bei Pro Ascona, tél. (093) 7 26 09 et Pro Locarno, tél. 7 43 62.

Berichtigung

Dem Einsender der «Uebergabe des Richard Wagner Denkmals in Zürich» ist laut Mitteilung aus dem betreffenden Bekanntenkreis der Irrtum unterlaufen, Dr. F. W. Beidler als Grossneffen Richard Wagners dem Leser vorzustellen, während er dessen ältester Enkel ist. Die Red.

Radiosendungen

vom 1. bis 7. August 1954

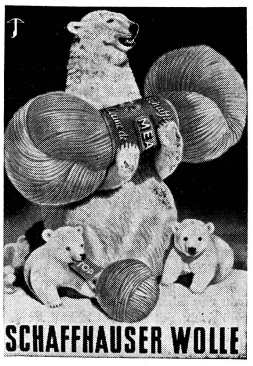
sr. Montag, 2. Aug., 17.30: «Wir sind Reiseführer!» Eine vergnügliche Sendung mit Peter P. Riesterer und einer Schar Buben und Mädchen. — Mittwoch, 4. Aug., 17.30: «Bei den Walliser Kindern». Eine Spiel- und Erzählstunde mit Elsa Beuret. — Freitag, 6. Aug., 17.30: Kinderstunde in romanischer Sprache: «Quella digl Gigant.»

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Nur MOCAFINO gibt so schnell so guten Kaffee
100 % reiner Kaffee-Extrakt in Pulverform

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert. Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

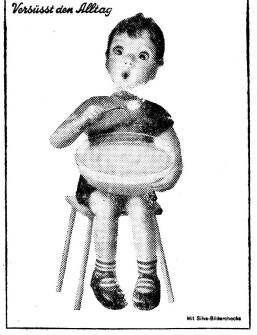
Wettach St. Gallen Goliathgasse bietet Ihnen grösste Auswahl in Porzellan, Kristall, Keramik für Alltag und Feste und für willkommene Geschenke.



Ein kühler Milchtrunk für Dein Wohlbehagen
PZM

Verschönern Sie Ihre Schlafräume
mit farbiger Bettwäsche. Sie wählen bei uns unter vielen Farben diejenige, die Ihre Stimmung besonders anregt.
Pfeiffer & Cie.
Wäschefabrikation. Mollis
Zürich, Pelikanstr. 36, Tel. 25 00 93

Helvetia Dessert Crème
Versüsst den Alltag



J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

90 % aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

Wappenscheiben
sind Geschenke für jeden Anlass
Ihre Anfertigung übernimmt
Hans Schläfli Glasmaler und Heraldiker
Basel, Gülerstrasse 264 Tel. 34 53 61
Atelier: Frobenstrasse 62 Tel. 34 49 68

Lassen auch Sie schöne solide
Teppiche und Läufer weben
aus Ihren alten Kleidern!
Beste Ausführung, niedrige Preise. Verlangen Sie Prospekte bei
E. Stöckli-Siffert, Handweberei Papiermühle bei Bern
Tel. (031) 65 84 16